

ANDREA FREDIANI

CAESARS SCHATTEN

DER FREUND

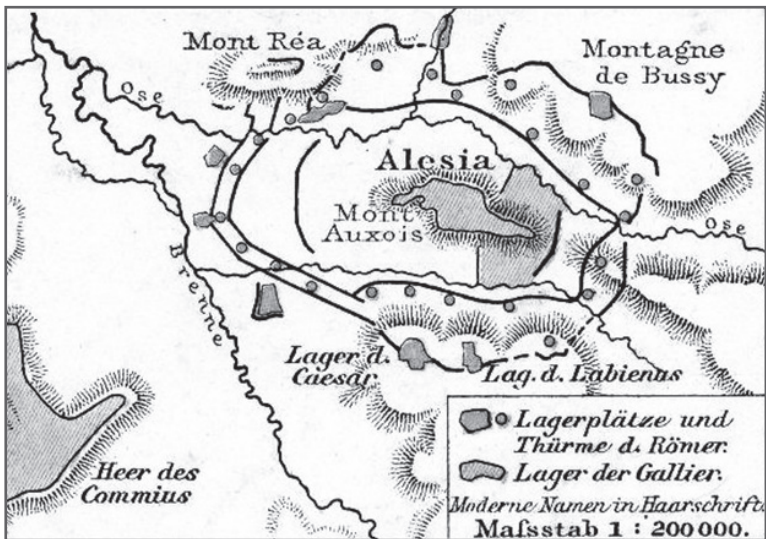
Die große Trilogie über die römische Antike

Der Freund – Der Feind – Der Agent

Aus dem Italienischen übersetzt von

Sandra Hubmann

CAESARS BELAGERUNG VON ALESIA, 52 v. CHR.



Karten li. u. re:

Gustav Droysen, Public domain, via Wikimedia Commons

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Droysens_Hist_Handatlas_S16_Gallien

SALON *Literatur*VERLAG

1. Auflage September 2025

Copyright by SALON *Literatur*VERLAG

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne Genehmigung des Verlags reproduziert, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2010 Newton Compton editori s.r.l., Rome

Published in agreement with MalaTesta Lit. Ag., Milan

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Fa-Ro Marketing

Bildrechte Umschlag: Gettyimages. Autorenfoto: Gigliola Chistè

Druck und Bindung: CPI Print, Leck

Gesetzt mit Schriftschnitt Cambria

SALON *Literatur*VERLAG

Volkartstraße 2c

80634 München

www.SalonLiteraturVerlag.de

E-Mail: info@SALONLiteraturVERLAG.de

ISBN 978-3-947404-44-5

ANDREA FREDIANI

CAESARS SCHATTEN
DER FREUND

Die große Trilogie über die römische Antike
Der Freund – Der Feind – Der Agent

*SALON Literatur*VERLAG

© 2010 Newton Compton editori s.r.l., Rome

Published in agreement with MalaTesta Lit. Ag., Milan

Andrea Frediani (Autor) wurde 1963 in Rom geboren. Er gilt als einer der bekanntesten populärwissenschaftlichen Autoren für Geschichte in Italien und hat mit zahlreichen Fachzeitschriften zusammengearbeitet. Seine Webseite lautet *andreafrediani.it*. In Italien hat er bei Newton Compton über 60 Bücher veröffentlicht, darunter sowohl Romane als auch geschichtliche Sachbücher. Er hat mehr als eineinhalb Millionen Exemplare verkauft. Im Ausland gibt es in acht Ländern Übersetzungen seiner Werke.

Sandra Hubmann (Übersetzerin) wurde 1998 in Graz geboren. Sie studierte Übersetzen und Dolmetschen, wobei sie ihre Englisch- und Italienischkenntnisse durch längere Auslandsaufenthalte in Dublin und Rom vertiefte. Ihre Erkenntnisse zur Übersetzung der pronominalen Anrede veröffentlichte sie in der Fachzeitschrift *Lebende Sprachen*. Seit 2020 ist sie freiberuflich als Literaturübersetzerin tätig (<https://verzeichnis.literaturuebersetzer.de/personen/hubmann-sandra/>).

CAESARS SCHATTEN
DER FREUND

I

So kam es zu einer echten Schlacht zwischen Feinden, der ersten in Rom, keiner, die einem Aufstand glich, sondern einer richtigen mit Trompeten und Standarten nach den Gesetzen des Krieges.¹

Appian, *Die Bürgerkriege*, 58, 259
Rom, 88 v. Chr.

LÄRM. NEIN. NICHT DER NORMALE WAGENLÄRM des Armenviertels, nicht der Krach von Streitereien und Straßenschlägereien, nicht der von Händlern, die ihre Waren anpreisen. Sondern ein Lärm, der in Angst aufbrüllt, Schreie, die vor Entsetzen gellen, ein Schrecken, der den gerade erwachten Bewohnern des heruntergekommenen Stadtviertels unter dem Viminal und Esquilin in die Glieder fährt.

Der Junge, den es unvermittelt aus dem Bett hochreißt, kann sich den Grund für das Entsetzen denken.

Es ist ein Entsetzen, wie es Rom noch nie erlebt hat, es sei denn in alten Zeiten: das blanke Entsetzen vor einem bewaffneten Heer, das gegen die Stadt marschiert.

Na klar, denkt der Junge, vor genau drei Jahrhunderten haben sich die Römer vielleicht ähnlich gefühlt, als sich die Gallier unter Brennus nach dem Sieg an der Allia für den Sturm auf die Ewige Stadt rüsteten. Allerdings waren das nichts als Barbaren. Ein natürlicher Feind, dem die Götter höchstens über eine einzelne Schlacht den Sieg gewähren konnten, aber nie über den gesamten Krieg.

Doch wem würden sie, die Götter, diesmal den Sieg gewähren, bei einem Kampf unter Römern?

¹ eigene Übersetzung aus dem Italienischen, Original ist griechisch

Der Junge hörte, wie die Menschen in die Häuser zurückliefen, obgleich die Sonne gerade erst aufgegangen war. Überstürzt eilten sie heim, stiegen schweratmend die Stufen hinauf, schlugen die Türen zu und schrien ihre Familien an, nur ja keinen Fuß vor die Tür zu setzen.

Sie kommen.

Sulla kommt.

Und mit ihm seine sechs Legionen.

„Gaius, heute gehst du nicht zur Schule, das versteht sich von selbst ...“ Die Mutter des Jungen war in sein Zimmer getreten. Auch sie, bemerkte Gaius, war aufgeregt. Ihre feinen Gesichtszüge wirkten angespannt, verkrampft, fast hart. Die Sorge nagte an ihr; dem Sohn fiel auf, dass ihr schönes Gesicht ganz ohne Schminke war; selten hatte er sie so gesehen. Allerdings hatte Aurelia auch noch nie etwas Derartiges erleben müssen: Denn es war kein anderer als ihr Schwager, gegen den Sulla in den Kampf zog.

Gaius Marius.

Gaius Marius, der siegreiche Feldherr gegen den Numiderkönig Jugurtha, gegen die Kimbern und Teutonen. Gaius Marius, der sechsmal gewählte Konsul. Gaius Marius, der Mann, der verlangt hatte, dem amtierenden Konsul Sulla das Kommando über den Krieg gegen Mithridates von Pontus zu entziehen.

„Gewiss, Mutter“, erwiderte der Junge. Nein. Er würde nicht zur Schule gehen. Der heutige Tag, das war kein Tag für Schulbesuche. Dennoch war er fest entschlossen, etwas zu lernen. Er wartete noch, bis sie das Zimmer verlassen hatte, dann gürtete er die Tunika, zog sich die Toga über und ging entschlossen zur Wohnungstür.

„Wohin gehst du?“, fragte die Mutter, als sie sah, dass er die Tür öffnete.

Eine Antwort erhielt sie nicht. Schon war der Junge hinausgegangen, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Sie folgte ihm die Stiege hinab. Allerdings wohnten sie im untersten Stockwerk mit

den geräumigsten und am besten erreichbaren Wohnungen. Gaius war sofort durch das Haustor verschwunden. Da ging Aurelia wieder hinein und blickte ihm nach. Sie sah, wie er sich schnellen Schrittes Richtung Stadtmauer entfernte.

„Gaius Julius Caesar, wenn ich das deinem Vater sage ...“ Doch sie wusste nicht, wie sie den Satz zu Ende bringen sollte: Selbst der Vater konnte sich meist gegen den eisernen Willen des Sohnes nicht durchsetzen, obwohl dieser erst zwölf war.

So konnte sie nur hoffen, dass ihm nichts passierte.

Es war nicht einfach, von jemandem Auskunft zu erhalten. Die wenigen Menschen, die noch auf der Straße unterwegs waren, hatten es zu eilig, als dass er sie hätte aufhalten können. Doch schüchtern war der junge Gaius nicht.

„Halt!“, brüllte er einen alten Gerber an, der gerade aus einem Häuserblock trat und eine Amphore voll Urin auf seinen Wagen lud. Ohne Gaius auch nur anzusehen, trieb er stumm sein Maultier an. Da warf sich Caesar vor das Tier und riskierte damit, überfahren zu werden; so war der Alte gezwungen, die Zügel anzuziehen.

„Was soll das, du Bengel? Lass mich fahren, sonst verliere ich meine Ladung!“, schrie der Mann erregt.

„Was geht hier vor? Sind die Konsuln vor den Toren der Stadt?“ Caesars Stimme klang hingegen sicher und gebieterisch.

„Konsul Sulla ist gleich da draußen. Er versucht, das Stadttor Esquilina aufzubrechen. Und Konsul Quintus Pompeius belagert das Stadttor Collina. Wenn Gaius Marius das mit der Verteidigung nicht hinkriegt, sind sie bald da. Und jetzt, aus dem Weg!“

Der Junge trat zur Seite. Sie waren also schnell gewesen. Von Nola nach Rom in so kurzer Zeit, kaum länger als die Boten und die Abtrünnigen aus Sullas Armee benötigt hatten, um die Stadt und Gaius Marius zu warnen. So schnell, dass sie seinem Onkel keine Zeit gelassen hatten, eine angemessene Verteidigung aufzubauen.

Na ja, zumindest die Tore müssten einen gewissen Schutz bieten, sagte sich Caesar. Und er selbst hatte das Glück, direkt dort zu sein, wo Sulla die Mauer angriff. Endlich würde er den ersten Kampf seines Lebens sehen.

Zufälligerweise war es auch der erste Kampf unter Römern an den Mauern der Ewigen Stadt.

„Er ist da! Sulla ist mit zwei Legionen in der Stadt!“ Schreie und Trompeten zu seiner Rechten. Er drehte sich um. Da sah er einen Soldaten auf sich zulaufen. Dann noch einen und noch einen. Hinter ihnen, vor dem Hintergrund der Stadtmauern, marschierten die Legionäre des Konsuls in geschlossener Formation: Ihre Helme wurden von den Standarten der verschiedenen Truppen überragt; der Klang der Hörner, Tuben und Trompeten eilte ihnen voraus.

Bewaffnete Soldaten innerhalb der Stadtmauern Roms. Und das nicht für einen Triumphzug. So etwas hatte es seit Menschengedenken nicht gegeben.

Auch von links drang Lärm an sein Ohr. Gaius drehte sich abermals um. Eine Gruppe Bewaffneter kam auf ihn zu. Es waren Soldaten, aber auch mit Stöcken, Knüppeln und Steinen bewaffnete Bürger: ein ungeordneter, bunt zusammengewürfelter Haufen Freiwilliger.

Allem Anschein nach war es seinem Onkel gelungen, so etwas wie eine Verteidigung zu organisieren. Es sah ganz danach aus, dass er beim ersten Kampf auf den Straßen Roms wirklich mit dabei sein würde. Nicht bei einem Aufstand, sondern bei einer richtigen Schlacht mit Trompeten und Standarten.

Und er war mittendrin.

Dem Jungen genügte ein kurzer Blick: Marius' Männer hatten gegen Sullas Legionäre keine Chance. Das waren echte Soldaten, die jedes Hindernis hinwegfegen würden, ohne ihren Vormarsch dabei auch nur zu verlangsamen. Ihn miteingeschlossen. Er sah sich nach einem Ort um, an dem er Zuflucht suchen könnte. Doch nein,

mit einem Zufluchtsort war es nicht getan, erkannte er rasch; er brauchte eine erhöhte Position, um von dort aus die Schlacht zu beobachten; oder vielmehr das Massaker, in dem diese ziemlich sicher enden würde.

Ihm fiel auf, dass er nicht als Einziger in dieser unbequemen und gefährlichen Lage war. Aus einer Ecke zu seiner Linken tauchte ein anderer Junge auf, ungefähr in seinem Alter. In dessen Nähe schwang der Mob der Mariusgetreuen Sensen und Stöcke, hie und da auch ein paar Schwerter und Lanzen. Sein Altersgenosse eilte auf die andere Straßenseite zu einem verlassenen Wagen, vor den noch immer ein Ochse gespannt war: Der Fuhrmann musste eilends geflohen sein, sobald sich die ersten Soldaten in der Ferne gezeigt hatten.

Der Junge ergriff den Ochsen am Strick und bemühte sich, ihn in Bewegung zu setzen. Doch das Tier brüllte und wollte nichts davon wissen. Beharrlich versuchte er, es wenige Schritte in eine Seitengasse zu zerren, aber der Ochse, offenbar verängstigt durch den Lärm der herannahenden Bewaffneten, blieb stur. Und dennoch, bemerkte Caesar, gab sich der Junge nicht geschlagen: selbst auf die Gefahr hin, von der Menge überrannt oder zwischen den Fronten zermalmt zu werden.

Dann, auf einmal, machte das Tier einen Satz und stieß den Jungen mit den Hörnern zu Boden, wo dieser offensichtlich benommen liegenblieb. Caesar blickte nach rechts und links. Sullas Männer waren nahe, jene von Marius sehr nahe.

Nur noch wenige Augenblicke. Sie würden ihn zertrampeln.

Er warf sich auf den Jungen, ergriff ihn unter den Achseln und half ihm sich aufzurichten. Widerstandlos ließ es dieser geschehen; doch kaum, dass er auf den Füßen war und Caesar ihn in Richtung Seitengasse schob, wies er mit dem Arm matt zum Wagen und gab zu verstehen, dass er nicht weitergehen wollte.

„Bist du verrückt? Komm mit.“

„Aber ... die Ware meines Vaters ist dort oben ...“, klagte der Junge mit schwacher Stimme.

„Deinem Vater wird es lieber sein, wenn wenigstens du zurückkommst“, erwiderte Caesar energisch und zog ihn fest entschlossen fort.

Einen Augenblick später waren sie im Gässchen verschwunden. Als Caesar sich umwandte, traf ihn gerade noch ein drohender Blick aus der vordersten Reihe der wilden Horde, die sie um Haaresbreite niedergetrampelt hätte.

„Bleib hier und kümmere dich erst nach dem Gefecht um den Wagen. Ich habe zu tun“, sagte Caesar und entfernte sich von seinem Altersgenossen.

„Nein. Ich warte, bis alle weg sind. Wenn der Kampf auch nur ein bisschen weiter entfernt stattfindet, versuche ich es wieder.“ Der Junge schien sich völlig erholt zu haben.

Waffengeklirr. Schreie voll Schmerz und mörderischer Grausamkeit.

Der Kampf hatte begonnen. Und genau hier waren die beiden Fronten aufeinandergeprallt.

Der Junge zog seine Stirn in Falten und blickte Caesar an. „Ich nehme an, dass ich dir danken sollte. Vielleicht hast du recht. Sie hätten mich niedergemetzelt.“

„Schon gut. Auf jeden Fall lasse ich mir diesen Kampf nicht entgehen.“

„Ich mir auch nicht.“

„Dann folge mir. Wir brauchen eine erhöhte Position, von der aus wir den Kampf gefahrlos beobachten können“, erklärte Caesar, während er sich umsah. Dann ging er entschlossen zu einem lose liegenden Tuffsteinblock neben einem zweistöckigen Wohnhaus, das wiederum an ein achtstöckiges grenzte. Er kletterte auf den Block, gefolgt vom anderen Jungen; von dort gelangten sie auf den Balkon des Wohnhauses.

„Wie heißt du?“, fragte er den Gleichaltrigen.

„Titus. Titus Labienus.“

„Wohnst du im Viertel?“

„Seit kurzem. Mit meiner Familie bin ich vor einem Jahr hierhergezogen. Wir kommen aus Picenum. Und wer bist du?“

„Gaius Caesar aus der Familie der Julier.“ Scheinbar gleichgültig sagte er es, wohlwissend, dass es wirken würde. Es wirkte *immer*.

„Ein Patrizier! Ich dachte nicht, dass es hier welche von euch gibt, hier im Armenviertel! Du kommst wohl zufällig vorbei ...“

„Nein. Ich wohne hier.“

„Dann geht es dir schlecht ...“

Caesar war auf der Dachterrasse angekommen. Schon hatte er eine Hand ausgestreckt, um Labienus heraufzuhelfen, hielt aber inne. „Mir geht es bestens. Wir bekleiden nur seit einer Weile keine öffentlichen Ämter; und die bringen das Geld. Doch wir gehören zu den ältesten Familien Roms. Wir stammen von Äneas ab, und damit von Venus. Merk dir das“, stellte er stolz klar.

Der andere nickte, und erst jetzt reichte Caesar ihm die Hand und zog ihn herauf. Schweigend blickten sie einander an, sich gegenseitig abschätzend. Caesar war eindeutig größer, seine unverkennbar aristokratischen Gesichtszüge fein und gefällig; das sorgfältig gepflegte, kastanienbraune, weiche Haar umrahmte sein eher rundes Gesicht. Der andere hatte etwas markantere Züge, ein ganz ovales Gesicht und einen langen Hals, wenn auch nicht so lang wie jener seines Gesprächspartners. Seine Nase war ebenso ausgeprägt, aber breiter. Vom Haupt hingen ihm blonde, ungebändigte Locken herab, seine Augenbrauen waren buschig, und der erste zarte Flaum zeigte sich auf seinen Wangen. Seine Augen waren dunkel und durchdringend wie jene des Patriziers, doch ohne die Autorität, die Caesars Blick kennzeichnete.

„Aber ... warte mal“, sagte Labienus plötzlich. „Wenn du zum Stamm der Julier gehörst, dann bist du von dieser Angelegenheit ja direkt betroffen. Du bist ein Verwandter von Gaius Marius!“

„Ja, genau. Du solltest dich mit mir nicht blicken lassen, wenn du einen unparteiischen Ratschlag haben willst. Ich habe nicht den Eindruck, dass mein werter angeheirateter Onkel über die

Mittel verfügt, gegen die Legionen der Konsuln zu kämpfen“, erwiderte Caesar und warf einen flüchtigen Blick in die Tiefe, wo der Stoßtrupp der Legionäre in den beengten Verhältnissen allerdings gerade in Schwierigkeiten zu stecken schien.

Labienus dachte kurz nach. „Sei's drum. Du hast mich gerettet. Und außerdem will ich den Kampf sehen. Lass uns weiter nach oben klettern.“

Caesar nickte und ging zum gegenüberliegenden Terrassenrand, der an das höhere Gebäude grenzte. Von dort aus war es ein Kinderspiel, auf den anderen Häuserblock zu gelangen und weiter emporzusteigen. In der Zwischenzeit füllten sich die Dachterrassen mit Schaulustigen. Auch die Fenster, weit davon entfernt geschlossen zu werden, boten jeweils mehreren Zuschauern Platz. Doch Caesar wollte höher hinauf als alle anderen und so den Überblick über den Kampf gewinnen: wie ein Stratege, der das ganze Feld sehen muss, um seine Figuren zu bewegen.

Eine Außentreppe führte zum Dach hinauf. Einmal oben mussten sie nur aufpassen, das Gleichgewicht auf der schrägen Dachfläche und den Ziegeln nicht zu verlieren. Na also, von hier aus sah man alles.

Auch die anderen Bezirke der Stadt. Und Caesar bemerkte sofort, dass weitere Legionstruppen nahten, allerdings nicht aus der Richtung des Stadttors Esquilina. Bald würden sie dem Gegner in den Rücken fallen.

Er widmete seine Aufmerksamkeit dem Kampf direkt unter ihnen. Ein wildes Handgemenge, in dem die Legionäre ihre Schlagkraft nicht entfalten konnten. Vielmehr schienen sie sogar in Bedrängnis zu sein. Der heftige feindliche Gegenangriff ließ sie zurückweichen statt vorrücken. Er suchte Marius, er suchte Sulla.

Sein Onkel war nicht da. Oder zumindest sah man ihn nicht. Ohnehin konnte er ihn sich nicht vorstellen, den mittlerweile fast Siebzigjährigen, inmitten des Gedränges, wie er mit dem Gladius Hiebe an Männer austeilte, die halb so alt und doppelt so muskulös waren. Wenn es Marius gelungen wäre, Sulla das Komman-

do über den Feldzug im Orient endgültig zu entziehen, zweifelte der Junge nicht daran, dass sein Onkel die Schlachten von einem geschützten Platz aus beobachtet hätte, ohne seinen Männern irgendeinen Ansporn zu geben.

In dieser Hinsicht war es sicher ein Vorteil für Rom, wenn Sulla gegen Mithridates in den Krieg zog: Er war in seinen besten Mannesjahren und dürstete noch nach militärischem Ruhm. Da, endlich, sah er ihn. Er sah den Feind seiner Familie, auf dem Rücken eines prächtigen Fuchses, inmitten seiner eigenen Reihen. Aber ja, es konnte nur er sein. Abgesehen von den Zenturionen mit den querverlaufenden Helmbüschen, waren in den Reihen der Legionäre keine Offiziere zu sehen. Caesar hatte gehört, dass nur ein einziger Tribun den Konsul unterstützt hatte und ihm nach Rom gefolgt war; alle anderen hatten sich von ihm losgesagt. Jener Kommandant zu Pferd mit dem weiten Feldherrnmantel, dem Helmbusch und dem vergoldeten Muskelpanzer mit den herabhängenden Lederstreifen konnte kein anderer sein als Sulla.

Doch seine Männer wichen nicht nur weiter zurück. Ein Standartenträger aus der ersten Reihe, entwaffnet und womöglich aus Angst um das Feldzeichen, ergriff plötzlich die Flucht. Die Kameraden sahen es und, erschrocken, folgten sie seinem Beispiel. Schnell hatte sich die vorderste Front von Sullas Armee aufgelöst.

„Sieht so aus, als ob es für den Konsul schlecht läuft“, kommentierte Labienus.

Caesar sagte nichts dazu. Im Grunde tat es ihm leid. Er wusste, dass er sich den Sieg für seinen Onkel wünschen sollte, aber ... Sulla war offensichtlich Unrecht widerfahren. Er war rechtmäßig zum Konsul gewählt worden, und genauso rechtmäßig war ihm das Kommando über den Krieg gegen Mithridates erteilt worden. Dann, kaum dass er aus Rom abgereist war, hatte sich Marius den Befehl über den Feldzug im Orient übertragen lassen.

Der Konsul, kühn und mutig wie ein Löwe, wollte sich zurückholen, was ihm in seiner Abwesenheit geraubt worden war. Und

er war nicht vor dem Sakrileg zurückgeschreckt, den heiligen Boden Roms mit bewaffneten Truppen zu betreten, um sein Recht zu fordern, ebenso wenig hatte er sich von Marius' großer militärischer Vergangenheit einschüchtern oder vom Widerstand der Offiziere entmutigen lassen.

Ganz im Gegenteil, es war ihm sogar gelungen, die Soldaten von gut sechs Legionen zu überzeugen, mit ihm, zu seiner Verteidigung, gegen die Heimat zu marschieren. Was für ein Mann! Und was für Schwierigkeiten hatte er bewältigen müssen!

Caesar hoffte inständig, dass die Götter ihn nie vor solche Entscheidungen stellen würden.

Sein Blick fiel wieder auf Sulla. Er sah, wie er sich einen Weg durch die fliehenden Soldaten bahnte und schräg zu dem Standartenträger hinüberraute, der das Unheil ausgelöst hatte. Kaum hatte er ihn erreicht, riss er ihm die Standarte aus der Hand und begann wieder nach vorn zu reiten, wodurch er die anderen anspornte, ihm zu folgen.

„Das ist ein richtiger Anführer!“, rief Labienus voll Bewunderung. Gern hätte Caesar das Gleiche gesagt, konnte aber nicht.

Die Soldaten hielten in ihrer Flucht inne. Nach und nach begannen sie wieder vorzurücken. Labienus beschloss, ein wenig gegen seinen neuen Freund zu sticheln: „Ganz klar, so etwas hat Gaius Marius auch gemacht, seinerzeit, bei den Kimbern und Teutonen.“ Er sprach über die Zeit vor einem Vierteljahrhundert.

Caesar drehte sich nur ein wenig um und sah ihn verstohlen an. Auch er war sich bewusst, dass Marius' Zeiten vorbei waren, und zwar schon seit längerem. Gleichwohl hatte sich der Onkel, nachdem er sein ganzes Leben in Feldlagern verbracht hatte, nie an das zivile Dasein anpassen können, und in der Politik hatte er der Sache der Popularen als deren ungeeigneter Streiter äußerst schlechte Dienste erwiesen. Caesars Vater war überzeugt, dass sich Marius lieber endgültig ins Privatleben hätte zurückziehen sollen; und der Sohn teilte diese Meinung. Und doch gehörte er mittlerweile zur Familie, obwohl seine bescheidene Herkunft schlecht zur vornehm-

men, altehrwürdigen Abstammung der Julier passte. Sie mussten ihn unterstützen, komme, was wolle, da man wenigstens sicher sein konnte, dass von ihm keine Gefahr ausging.

„Und er ist auch ein Großer unter den Strategen!“, fuhr Labienus fort und zeigte auf das Stadtzentrum. Sofort begriff Caesar, was er meinte: Noch ein Trupp Legionäre, der offensichtlich durch ein Tor weiter im Norden hereingekommen war, näherte sich Marius' Männern; in Kürze würden diese in die Zange genommen werden und keinen Ausweg mehr haben. Auch da in der Zwischenzeit Sullas Truppen, ermutigt durch ihren Anführer, wieder begonnen hatten, sich nach vorn zu arbeiten.

Jemand musste die Anhänger von Marius gewarnt haben. Auf einmal lösten sich ihre hintersten Reihen auf und zerstreuten sich in Windeseile. Angeblich hatte Caesars Onkel sogar Sklaven die Freiheit versprochen, wenn sie für ihn zu den Fahnen eilten. Nun ja, falls sich je solche gemeldet hatten, gehörten sie wahrscheinlich auch zu den ersten Fliehenden.

Bald hatte die Nachricht über die Ankunft weiterer Legionen auch die ersten Reihen der Mariusgetreuen erreicht. Die Männer eilten in alle Richtungen davon, drangen in Siedlungen und Wohnhäuser ein und versuchten, Wege und Straßen abseits der Hauptmarschrouten von Sullas Soldaten zu erreichen.

Die Zuschauer, deren Zahl in der Zwischenzeit an den Fenstern, auf den Balkonen und den Hausdächern stetig zugenommen hatte, waren bestürzt. Noch vor einem Augenblick hatten sie über die scheinbare Überlegenheit von Marius' Männern gejubelt. Vor allem in der Subura, dem mit Abstand ärmsten Viertel der Stadt, ergriff niemand Sullas Partei. Doch auch andernorts war die Situation ähnlich, nach dem Sakrileg, das der Konsul begangen hatte und das vermutlich auch bei seinen aristokratischen Anhängern für Empörung gesorgt hatte.

Von einem Augenblick auf den anderen hatten Sullas Legionäre die Oberhand gewonnen. Der Feldherr hinderte sie daran, zur Verfolgung der Flüchtenden auszuschwärmen. Er wollte nur,

dass sie für eine Truppenvereinigung auf die anderen Soldaten aus dem Norden warteten. So schloss er die Reihen und löste sich dann aus diesen, um vor die vorderste zu reiten. Offensichtlich wollte er eine Rede halten.

Da traf ein Stein seinen Hengst. Das Pferd wieherte, bäumte sich auf und ließ den Konsul so taumeln, dass er beinahe aus dem Sattel fiel. Gleich darauf flog ein Dachziegel herunter, der nur wenige Schritte entfernt am Boden aufschlug. Das zweite Geschoss war von der Terrasse unter dem Dach gekommen, auf dem sich Caesar und Labienus befanden.

Dann, kurze Zeit, nichts mehr. Stille. Verwunderung auf der Seite der Soldaten, Verwirrung auf der Seite der Schaulustigen. Plötzlich, Schreie, Beleidigungen und weitere Geschosse. Ein Geschosshagel. Von den Gebäuden flog bald alles Mögliche herab: Steine, Töpfe, Ziegel, Stöcke prallten auf die Köpfe der Soldaten, von denen einige ihre Speere ergriffen und sie nach oben richteten. Aber die Bürger versteckten sich hinter Geländern und Fensterbänken oder legten sich auf die Dächer und boten kein leichtes Ziel.

Einige Soldaten lösten sich aus der Formation und wandten sich zum nächsten Hauseingang, womöglich in der Absicht, eine rasche Strafexpedition durchzuführen. Sulla hinderte sie daran, befahl den Zenturionen, die Soldaten eine Schildkröte bilden zu lassen, und den Reitern, einen Ring um ihn zu schließen, mit erhobenen Schilden zu seinem Schutz. Daraufhin befahl er den Männern, Richtung Stadtzentrum zu marschieren.

„Und du? Du wirfst nichts hinunter?“ Labienus fuhr fort, den Gefährten zu ärgern.

„Ich finde die Geste sinnlos und lächerlich, gegen Soldaten. Wenn ich kämpfe, dann wird es mit richtigen Waffen sein. Mach es doch selbst.“

„Warum sollte ich? Ich komme aus Picenum, und auch der andere Konsul Quintus Pompeius ist von dort. Und er ist auf Sullas Seite.“

Kurz schwiegen sie und schauten beide den Schildwall an, der

sich über den Köpfen der Soldaten gebildet hatte; die Geschosse prasselten weiterhin auf sie, allerdings ohne jegliche Wirkung.

„Du bist ein echt seltsamer Aristokrat“, meinte Labienus. „Du stammst von Venus ab, wohnst aber im Armenviertel; du bist ein Verwandter von Gaius Marius, scheinst aber nicht viel für ihn übrig zu haben. Du spielst dich richtig auf, machst aber keinen Finger krumm ...“

Caesar sagte nichts. Stattdessen bückte er sich und löste einen Ziegelstein vom Dach. Er blickte hinunter. Die Soldaten marschierten langsam und hielten das Schilddach geschlossen, das sie von oben und von der Seite ohne die kleinste Lücke schützte. Er drehte sich zu Labienus um. Sah ihn an. Nahm den Ziegelstein fest in die Hand. Hob ein wenig den Arm.

Labienus erkannte, dass er gleich zuschlagen würde. Er hob ebenfalls die Arme, um sich zu schützen, doch plötzlich wurde Caesar ganz steif. Zuckungen und Krämpfe am Arm, der den Ziegelstein festhielt, dann auch am Bein. Er sah Caesar die Zähne fletschen, während Schaum aus seinem Mund quoll. Die Augen waren weit aufgerissen, sein Blick ging ins Leere. Caesar schien nichts mehr mitzubekommen. Schweiß trat aus allen seinen Poren. Er biss sich in die Lippe, und dünne Rinnsale Blut mischten sich mit dem Schaum. Plötzlich stank es erbärmlich, dann bemerkte Labienus einen nassen Fleck auf der Höhe des Beckens.

Schließlich sank Caesar in sich zusammen. Doch das Dach war abschüssig. Die Ziegel unter ihm gaben nach und sein Körper begann abzurutschen. Labienus besaß die Geistesgegenwart, sich am Dachfirst hinzukauern und die Arme auszustrecken. Bevor Caesar hinabstürzen konnte, gelang es ihm, die Hand des Gefährten zu ergreifen, die noch immer den Ziegelstein umklammert hielt. Darauf bedacht, selbst das Gleichgewicht nicht zu verlieren, versuchte er, ihn nach oben zu zerren. Caesar war größer, aber Labienus kräftiger, und rasch konnte er ihn zu sich ziehen und auf den Dachfirst zurückbringen, wo er den Liegenden halten konnte, ohne sein erneutes Abrutschen zu riskieren.

Er wusste nicht, was er sonst tun sollte. So etwas hatte er noch nie gesehen. Verwundert betrachtete er ihn. Die Augen des Patriziers waren nach wie vor weit aufgerissen; er fragte sich, ob er nicht hätte Wasser holen sollen; jedoch hatte er Angst, ihn allein zu lassen.

Auf einmal sah er Caesar erbeben. Er verstand sofort: Caesar stand kurz davor, am eigenen Speichel zu ersticken, vielleicht auch am Schleim. Nach einem Augenblick der Verzweiflung ergriff er ihn und drehte ihn auf die Seite. Es funktionierte: Er sah, wie er sich entspannte. Ihm wurde bewusst, dass sich Caesars Blick langsam wieder mit Leben füllte. Labienus stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Dann bemerkte er, wie sich der Krampf löste, er endlich den Ziegelstein losließ, den er bis jetzt fest in der Hand gehalten hatte, und den Kopf schüttelte. Doch Caesar war noch immer benommen, und Labienus blieb nichts anderes übrig, als zu warten.

Dieser Junge musste von den Göttern verflucht sein, sagte er sich. Das erklärte auch, weshalb er so seltsam war ... Zwar war er ein Aristokrat, lebte aber nicht unter den Aristokraten; er lebte beim einfachen Volk, verhielt sich aber nicht wie ein Mann aus dem Volk. Nirgends schien er dazuzugehören, und jetzt, dieser seltsame Anfall ... der nichts Menschliches an sich zu haben schien. Aber nein, vielleicht war er nicht von den Göttern verflucht; vielleicht *gehörte* er zu den Göttern; im Übrigen, hatte er nicht gesagt, dass er von Venus abstamme? Und was verstand er, Labienus, schon von den Machenschaften der Götter? Was hatten sie mit diesem Jungen vor?

Er konnte nicht sagen, wie viel Zeit vergangen war. Ihm fiel auf, dass Caesar ihn ansah. Nun suchte er nach einem Anzeichen von Bewusstsein in seinen Augen. Er fand es, und das gab ihm den Mut, ihn anzusprechen.

„Es ist ... etwas mit dir passiert“, brachte er mühsam heraus.

Caesar versuchte, sich auf die Ellbogen zu stützen. Er schaffte es, aber nur unter Mühen. Auf den Lippen spürte er den herben

Geschmack von Blut und zwischen den Beinen die Feuchtigkeit. Er nickte. Dann versuchte auch er zu sprechen.

„Wie ... bin ich da durchgekommen?“

Labienus war es peinlich: „Ähm, ich habe dich erwischt, bevor du abstürzen konntest, und dann habe ich dich auf die Seite gedreht, damit du nicht erstickst ...“

Schweigen.

„Ist dir so etwas schon mal passiert?“

„Ja“, antwortete Caesar matt, mit belegter Stimme.

Labienus fasste Mut. „Was ist das?“

Einen Augenblick musste er noch warten. So lange, bis Caesar ganz zu sich gekommen war. „Sie nennen es ... die heilige Krankheit ...“

„Bist du von bösen Geistern besessen?“

„Bösen Geistern? Unsinn, was für böse Geister ... dann war auch Alexander der Große von bösen Geistern besessen.“ Langsam klang Caesars Stimme wieder gebieterisch.

„Was hat das jetzt mit Alexander dem Großen zu tun?“

„Und ob das etwas mit ihm zu tun hat. Auch er litt daran.“

„Was soll das heißen? Willst du mir einreden, dass es dir bestimmt ist, so zu werden wie er?“

„Schon möglich.“

Labienus dachte nach. Dieser Junge stammte von Venus ab. Unter Menschen gab es keine Gruppe, der er anzugehören schien. Er hatte die gleiche Krankheit wie Alexander der Große. Und kurz zuvor hatte er ihm das Leben gerettet ...

Vielleicht hatte er wirklich einen Auserwählten der Götter kennengelernt.

„Also gut!“, sagte Caesar und stand mit einem Elan auf, der einen Moment zuvor noch undenkbar gewesen wäre. „Wenn ich je etwas Großes erreiche, dann erreichen wir es zusammen.“

„Was willst du damit sagen?“

„Na, das ist doch offensichtlich. Kaum dass wir einander kennengelernt haben, habe ich dir das Leben gerettet, und du hast

mir das Leben gerettet. Das ist ein Zeichen der Götter. Die Götter wollen uns zu einer einzigen Person vereinen. Damit das, was der eine nicht schafft, der andere schafft. Ja, ich bin mir sicher, wir werden große Taten vollbringen. Sie haben dich genau deshalb auf meinen Weg geführt, um mich vollkommen zu machen und es mir zu ermöglichen, Ziele zu erreichen, von denen andere nicht einmal träumen können. Stell dich morgen mit deinem Vater dem meinigen vor. Ich werde es so einrichten, dass ihr unsere Klienten werdet.“

Er streckte ihm die Hand entgegen. Labienus sah ihn an, ohne etwas zu erwidern. Kurz kam es ihm in den Sinn, dass der andere verrückt sei. Wirklich von bösen Geistern besessen. Doch dann blickte er ihm in die Augen.

Verrückt oder nicht, wenn jemand Wahnsinn in Größe verwandeln konnte, dann niemand außer ihm.

Und er drückte ihm die Hand, so fest er konnte.

II

Obwohl er, wie bereits gesagt, ein ruhiges Leben hätte führen können, marschierte er zum Berg Herminio und befahl den dort lebenden Menschen, in die Ebene herabzukommen, unter dem Vorwand, er wolle nicht, dass sie die Anhöhen für ihr Banditenleben nutzten.²

Cassius Dio, *Römische Geschichte*,
XXXVII, 52, 3

Nordwesten Spaniens, 60 v. Chr.

DER PROPRÄTOR SASS IN SEINEM AMTSSTUHL. Flankiert wurde der Provinzstatthalter von zwei Liktores, die wie zur Mahnung für die Besiegten Rutenbündel mit einem Beil an der Spitze hochhielten, das Zeichen römischer Amtsgewalt. Er trug einen prächtigen, vergoldeten Muskelpanzer, dessen Glanz durch den Ruß in der Luft nicht im Geringsten getrübt wurde; sein weiter scharlachroter Mantel fiel über die Stuhllehne herab.

Seine Muskulatur, plastisch nachgezeichnet von der Rüstung, vervollkommnete das majestätische Erscheinungsbild des Kommandanten, dessen schönes und würdevolles Gesicht gerade die ersten Falten bekam.

Er war ein Mann im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte: ein Vierzigjähriger, der die Macht seines Amts perfekt verkörperte. Alles an ihm strebte nach oben. Fast hatte man den Eindruck, dass sein äußerst langer Hals den Kopf über die stehenden Anwesenden emporzuheben versuchte; auch sein eher längliches Gesicht schien den Himmel erreichen zu wollen, um auf alle herabblicken zu können. Über seine sehr breite Stirn

² eigene Übersetzung aus dem Italienischen, Original ist griechisch

fielen wenige grau melierte Haare, die nach vorn gekämmt und niedergebürstet waren, so als ob sie sonst dem Aufwärtstrieb nicht widerstehen könnten.

Ringsum jedoch Verwüstung. Nichts als Verwüstung, inmitten schroffer Gebirge, welche die stolzesten und unbeugsamsten Stämme der Lusitaner beherbergt hatten. Niedergebrannte Hütten, von Insektenschwärmen befallene Tierkadaver, leichenübersäte Felder, ja, überall Leichen und nicht nur von Kriegern. In der Ferne marschierten kleine Legionärstrupps in lockerer Formation, durchkämmt die noch stehenden Hütten und durchsuchten die Toten. Geschlossene Einheiten hatten im Halbkreis um den Kommandanten Stellung bezogen und demonstrierten die Macht Roms.

Vor dem Statthalter stand ein Greis in zerrissener Kleidung mit einem rußgeschwärzten Gesicht, das einen seltsamen Kontrast zu seinem langen schlohweißen Bart und Haar bildete, den Rücken demütig gebeugt: die demütige Haltung eines Mannes, der eine vernichtende Niederlage erlitten hat. Hinter ihm weitere Älteste, ebenso zerlumpt und rußbedeckt.

„Edler Gaius Julius Caesar, ich bitte dich inständig im Namen meines Volkes uns weiteres Leid zu ersparen und dem Tun deiner Soldaten Einhalt zu gebieten“, sprach der alte Mann ernst und hob flehend seine Hände.

Bei diesen Worten versuchte er, seinem Gesprächspartner direkt in die Augen zu sehen. Leicht war es allerdings nicht, dem Blick dieses Römers standzuhalten.

Caesars Antwort ließ auf sich warten. So lange, bis der Greis in seinen Armen keine Kraft mehr hatte und sie seitlich herabfallen ließ. „Nicht bevor all eure Bergdörfer verlassen sind. Ihr hättet das alles vermeiden können, wenn ihr einfach dem Befehl gehorcht und selbst dafür gesorgt hättet.“ Seine Stimme besaß die besondere Fähigkeit, jedem einzelnen Wort Gewicht zu verleihen. Langsam und deutlich, doch nie ausdruckslos; leise und tief, doch nie schwach.

„Aber ... du hast von uns verlangt, dass wir unsere Häuser verlassen, ohne dass wir dir irgendeinen Grund zur Beschwerde gegeben hätten. Und wenn ich offen sein darf, ohne dass wir dir zu Gehorsam verpflichtet wären, denn wir gehören nicht zu den Provinzen Roms. Weder zu Hispania ulterior noch zu Hispania citerior ...“

Unvermittelt sprang Caesar auf, und sein Stuhl erzitterte. „Wie kannst du es wagen? Achtzig Jahre, mindestens so lange seid ihr Lusitaner schon in unserer Hand, auch wenn ihr außerhalb der Provinzgrenzen lebt!“, empörte er sich. „Wir haben jeden eurer Aufstandsversuche zunichtegemacht, und ich werde nicht hinter meinen Vorgängern zurückstehen! Nein, ich werde noch erbarungsloser sein und meine Amtszeit nicht beenden, ohne meinem Nachfolger ein befriedetes Lusitanien zu überlassen!“

„Aber wir haben uns weder erhoben noch sind wir in die römischen Gebiete eingefallen ...“, setzte der Greis zum Protest an.

„Willst du etwa die Tatsachen leugnen? Schon lange verwendet ihr eure Stützpunkte am Berg Arminium als Versteck nach euren Überfällen ins Tal. Wir werden euch keinen Frieden gewähren, solange ihr euch auf diese Art der gerechten Strafe für eure Raubzüge entziehen könnt!“

„Vielleicht früher einmal, verehrter Proprätor ... jedoch nicht während deiner Amtszeit ...“

„Ich werde mit dir sicher nicht über Zeit und Art eurer Überfälle diskutieren. Mir genügt es zu wissen, dass ich euch befohlen habe, in der Ebene Siedlungen anzulegen, wo Rom euch überwachen kann, und ihr nicht gehorcht habt. Für mich ist das mehr als ausreichend, um euch zu bestrafen ...“

Abermals hob der Greis flehend die Hände: „Und was sollen wir nun tun?“

„Jetzt müsst ihr uns in all eure Bergdörfer führen und sie unter der Aufsicht der Legionäre eigenhändig anzünden. Dann wirst du dich bis zum Ende meiner Amtszeit mit den einflussreichsten Ältesten eines jeden Dorfes als Geisel in meine Obhut begeben,

genauso wie ein Sohn eines jeden Heerführers. Außerdem händigt ihr uns alle Waffen aus, und eure Schmiede stellen sich meinem Heer zur Verfügung. Auch verlange ich das halbe Gold und Silber, über das ihr verfügt.“

Der alte Mann schluckte. Er beugte sich wie unter einer unerträglichen Last. „Und wenn ... wenn die Heerführer diese Bedingungen nicht akzeptieren sollten?“

„Wenn ihr alles tut, was ich euch befehle, dann werdet ihr Land in der Nähe der Vettonen erhalten und dort in Frieden leben, ohne weitere Forderungen über die üblichen Tribute hinaus. Andernfalls werdet ihr ausgerottet.“

Da drehte sich der Greis zu den anderen Ältesten um, die leise hinter ihm stöhnten. Er bat um die Erlaubnis, sich beraten zu dürfen, und ging zu ihnen. Währenddessen näherte sich dem Statthalter ein Soldat und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Gut. Schicke nach Labienus“, entschied Caesar und setzte sich wieder hin. Sein Blick blieb auf den Ältesten haften, die ihre Diskussion mit großen, verzweifelten Gesten begleiteten.

Schließlich kehrte der alte Mann zu Caesar zurück. „Nun gut, edler Proprätor, wir Ältesten werden dafür sorgen, dass unser Volk die von dir auferlegten Bedingungen für die Kapitulation akzeptiert, in der Hoffnung, dass sich dadurch die Beziehungen zwischen Rom und den lusitanischen Stämmen verbessern.“

Caesar stützte den Kopf ab, wobei er seinen rechten Ellbogen auf der Armlehne ruhen ließ. Nach einem Moment des Schweigens erklärte er: „In der Zwischenzeit hat sich die Situation geändert. Mir ist gerade gemeldet worden, dass sich die Vettonen, aufgestachelt durch euer Beispiel, der römischen Macht zu entziehen suchen: Sie verlassen ihre Dörfer und ziehen auf die Nordseite des Flusses Duero³. Das wird euch den doppelten Tribut kosten.“

„Aber ... du willst uns alles wegnehmen, was wir haben!“ Der Greis konnte es einfach nicht fassen.

„Unter dem Schutz Roms werdet ihr bald wieder zu Wohlstand gelangen. Ich lasse euch von einer Kohorte zu eurer Festung be-

28 ³ Anmerkung: Bei Angaben zu natürlichen Gegebenheiten wie Flüssen werden in der Übersetzung stets die heutigen Bezeichnungen verwendet, um eine bessere Lesbarkeit zu gewährleisten.

gleiten. Dort werdet ihr die Bedingungen für die Kapitulation in Anwesenheit meiner Soldaten besprechen. Wenn ihr euch nicht für den Frieden einsetzt, werdet ihr sofort hingerichtet. Und zum Zeichen eures guten Willens bringt ihr den Zenturionen bis morgen vor Sonnenuntergang als Anzahlung so viel Gold und so viel Silber wie ein Soldat in voller Rüstung wiegt.“

Die Ältesten konnten nur noch bestürzte Blicke wechseln, ehe ein Trupp Legionäre sie grob zum Aufbruch mahnte.

Caesar erhob sich und ging zu seinem Zelt, um dort den Legaten zu erwarten. Besonders lange musste er sich nicht gedulden.

„Na ja, die Vettonen haben Angst bekommen“, fing Labienus das Gespräch an, kaum dass er hereingekommen war.

„Stimmt. Ehrlich gesagt hatte ich das auch erhofft“, erwiderte Caesar, ohne von der Wachtafel aufzublicken, die er gerade überflog.

„Warum? Sind uns die Lusitaner nicht genug?“ Labienus bat Caesar nie um Erklärungen bei militärischer Taktik und Strategie; das brauchte er nicht. Bei politischen Schachzügen hingegen konnte sein eigentlich brillanter Verstand nicht mit dem seines Kommandanten Schritt halten.

Nun blickte Caesar zu ihm auf. Labienus hatte einen gewissen Charme. Zwar war er nicht so groß wie er selbst, aber zweifellos kräftiger. Im Laufe der Jahre hatte der Legat gelernt, seine blonden Locken zu bändigen, indem er ihnen regelmäßig einen gründlichen Kurzhaarschnitt verpasste; langsam waren seine Haare nachgedunkelt, um dann durch das Ergrauen wieder heller zu werden: Jetzt stellten sie eine interessante Mischung aus Strohblond, Brünett und Grau dar, womit sie seine Augen anmutig umrahmten, die immer noch dunkel und durchdringend waren.

Sein Charisma nahm normalerweise alle gefangen und schien nur in Caesars Gegenwart zu verblassen. Und das nicht bloß, weil letzterer eine ganz andere Autorität ausstrahlte: An der Seite seines Kommandanten achtete Labienus darauf, sich selbst zurückzunehmen.

„Nein, die Lusitaner sind uns eben nicht genug. Ich habe Nachrichten aus Rom“, antwortete Caesar und zeigte auf den erhaltenen Brief. „Cato hat Crassus wieder hart getroffen. Durch sein Eingreifen hat der Senat den Preis nicht gesenkt, den die Steuerpächter bezahlt haben, um in den neuen asiatischen Provinzen Gelder einkassieren zu dürfen; am Schluss fahren sie noch einen Verlust ein ...“

„Der alte Crassus wird vor Wut platzen ...“

„Und das ist noch nicht alles. Auch Pompeius hat klein beigegeben.“

„Wie meinst du das?“

„Es sieht ganz danach aus, dass er darauf verzichtet hat, vor der Volksversammlung den Gesetzesentwurf von Lucius Flavius für den Landerwerb der Veteranen zu unterstützen. Ihm ist angesichts des heftigen Widerstands von Cato und Konsul Metellus Celer die Lust dazu vergangen ...“

„Und was hat das alles mit den Vettonen zu tun?“ Labienus kam immer gleich zur Sache.

„Die Vettonen brauche ich für den Triumphzug. Die Lusitaner haben wir zu leicht besiegt. Bestenfalls könnte man mir eine Ehrung gewähren. Doch um eine Ehrung kümmert sich kein Mensch. Wenn wir uns hingegen auf die Vettonen konzentrieren und sie ausrotten, werden die Lusitaner vermeinen, dass wir den Würgegriff um sie lockern und dass sie uns überraschen können. Dann werden sie uns endlich eine richtige Schlacht liefern. Die Verluste beider Völker zusammengezählt, erreichen wir somit die fünftausend Toten, die wir für einen Triumphzug brauchen. Außerdem sorgen wir im ganzen Gebiet der Lusitaner für Ordnung, womit wir uns auf jeden Fall den Ruhm der Nachwelt sichern.“

„Unter welchem Vorwand greifen wir die Vettonen denn an? Im Endeffekt wollen sie ja nur aus dem Gebiet auswandern, das unter Roms Kontrolle steht ...“

„Unter welchem Vorwand? Durch das Auswandern entziehen sie sich ihren Pflichten als Verbündete Roms. Zu denen auch, falls

du es vergessen hast, eine beachtliche Tributzahlung gehört ... Ihr Verhalten kommt einem Aufstand gleich und muss dementsprechend auch bestraft werden.“

„Schon gut, schon gut.“ Beschwichtigend hob Labienus die Hände. „Wir roten die Vettonen aus und verschaffen uns einen Triumphzug. Was bringt dir allerdings ein Triumphzug? Du brauchst das Konsulat, keinen Triumphzug ... und wenn du vor den Toren Roms darauf warten musst, dass der Senat den Triumphzug genehmigt, kannst du am Wahlkampf nicht teilnehmen ...“ Nun bereitete er sich geistig darauf vor, den Plan zu hören. Denn er war sicher, dass es einen Plan geben musste: Bei Caesars Schritten war nichts je dem Zufall überlassen.

Und genau in Momenten wie diesen überraschte ihn sein Kommandant und Patron gewöhnlich am meisten und erfüllte ihn mit grenzenloser Bewunderung. Schier unglaublich war seine Weitsicht, ja seine Fähigkeit, jeden möglichen Zusammenhang zwischen Ereignissen zu erkennen und zum eigenen Vorteil auszunutzen, indem er einfach den ersten Zug machte; daher fühlte sich Labienus beim Gedanken geschmeichelt, dass er zu den wenigen Menschen gehörte, die Caesar in seine Pläne einweihte.

Manchmal fragte sich Labienus sogar, ob er sich einen Freund Caesars nennen durfte, trotz ihres Standesunterschieds und obwohl er sein Klient war; dann kam er jedoch stets zu dem Schluss, dass Caesar keine Freunde hatte, da es niemanden gab, der ihm ähnlich war, niemanden, der ganz in seinen Geist eindringen konnte. Jedenfalls wusste er, dass er derjenige war, dem Caesar am meisten vertraute, und das genügte ihm.

„Natürlich will ich Konsul werden“, stellte Caesar klar. „Den Triumphzug brauche ich nur, um beim Volk Eindruck zu schinden und es dazu zu bewegen, einen General zu wählen, der die schrecklichen Stämme Iberiens zur Ordnung gerufen hat. Wenn mir der Senat nach der Bewilligung des Triumphzugs erlaubt, in Abwesenheit für das Konsulat zu kandidieren, dann gut: In diesem Fall werde ich meinen Triumphzug genießen und am

Wahlkampf teilnehmen, obwohl ich mich außerhalb der Stadtmauern aufhalte. Doch du wirst sehen, dass dieser widerwärtige Cato alles versuchen wird, um mir Schwierigkeiten zu machen, er wird mich zwingen, mich zu entscheiden: Also werde ich auf den Triumphzug verzichten, wodurch ich beim Volk an Ansehen gewinne, das mich meines Rechtes beraubt sieht und mich umso lieber wählt. Im Übrigen versteht sich von selbst, dass das Gold der Lusitaner als zusätzliches Überzeugungsmittel dienen wird, falls unsere militärischen Leistungen bei den Wählern nicht ausreichend Begeisterung hervorrufen sollten ...“

Großartig, wie immer. Schon jetzt war Labienus ziemlich beeindruckt. Allerdings wusste er, dass Caesar zu noch viel ausgeklügelteren Plänen fähig war. „Verstehe. Aber welche Rolle spielen Crassus und Pompeius dabei? Wenn alles planmäßig läuft, kannst du vielleicht auf ihre Unterstützung für die Wahl zum Konsul verzichten ...“

„Um mich wählen zu lassen, vielleicht. Nicht jedoch, um mir ausreichend Macht zu sichern, damit ich meine Gesetzesentwürfe umsetzen kann; du wirst sehen, dass Cato und Konsorten alles daransetzen werden, mir einen feindlich gesinnten Konsul zur Seite zu stellen. Willst du, dass ich neben diesem Idioten Bibulus lande, den ich schon während meiner Zeit als Ädil ertragen musste? Außerdem möchte ich danach ein Prokonsulat in annehmbaren Provinzen bekommen. Sobald Cato aber von meiner Kandidatur erfährt, wird er versuchen, den Konsuln miserable Provinzen zuteilen zu lassen.“

„Und wie glaubst du, dass du die Unterstützung dieser zwei Dampfplauderer gewinnen kannst?“ So nannte Labienus stets den reichsten Mann Roms und den berühmtesten Feldherrn seiner Zeit. Von keinem der beiden hatte er eine hohe Meinung; da er alle nach rein militärischen Maßstäben beurteilte, hielt er Crassus für einen General, der höchstens gut genug war, um gegen eine Sklavenarmee wie jene von Spartacus zu siegen, und Pompeius für einen absolut überbewerteten Feldherrn, der im-

mer die Ernte anderer einfuhr: den Erfolg von Metellus in Spanien, von Crassus in Italien und von Lucullus in Asien.

„Ganz einfach“, erklärte Caesar. „Erstens kann ich dank der Lusitaner die 830 Talente, die ich Crassus für sein Begleichen meiner Schulden zurückzahlen muss, mit Zinsen vergolden; zusätzlich werde ich ihm versprechen, mich dafür einzusetzen, seinen geliebten Steuerpächtern Kosten zu ersparen. Pompeius wiederum werde ich die Annahme des Gesetzes für seine Veteranen zusichern, wegen dem er vor dem Senat schon so lange vergeblich auf Knien rutscht. Es ist ein richtiges Glück, dass es Cato gibt: Wäre er nicht gewesen, müsste Pompeius bloß dem Senat danken – und ich könnte ihn jetzt nicht auf meine Seite ziehen ...“

Labienus lächelte. Bisher hatte er immer gedacht, dass Caesar schneller die ihm bestimmte Größe erreicht hätte, wäre Cato nicht gewesen; denn schließlich hatte auch schon der Großonkel von letzterem fast verhindern können, dass der blutjunge Scipio vorzeitig Konsul wurde. Doch nun erkannte Labienus, dass Caesar viel weiter vorausblickte als Scipio; Catos voreingenommene Feindseligkeit gegenüber Caesar und allen, die aus der Anonymität der Republik heraustreten wollten, konnte ihm auf Dauer eher zum Vorteil als zum Nachteil gereichen.

„So weit alles klar. Was aber machen wir mit den Vettonen?“, fragte der Legat schließlich.

„Wie bereits gesagt, brauchen wir eine Schlacht mit allem, was dazugehört. Bis jetzt hat es mit den Lusitanern nur Guerillakämpfe gegeben. Nimm sofort die ganze verfügbare Kavallerie und schneide den Vettonen den Weg über den Duero ab. Treibe sie mit einem direkten Angriff in die Enge, ohne auf sie zu hören, falls sie verhandeln möchten. Es muss nach einem Fluchtversuch aussehen, den wir gerade noch rechtzeitig gestoppt haben. Ich folge dir mit acht Kohorten, damit wir sie in die Zange nehmen können. Du wirst sehen, es wird ein Kinderspiel ...“

Die Ufer des Flusses waren nahe. Etliche Vettonen waren schon auf der Nordseite. Spätestens am nächsten Tag wäre das ganze Volk außerhalb der Reichweite Roms gewesen. Und das hätte Caesar nicht gefallen.

Verborgen am Waldrand entschied sich Labienus für einen sofortigen Angriff, so wie es ihm sein Kommandant im Übrigen auch befohlen hatte. Er hatte nur die Kavallerie einer Legion bei sich, und nicht einmal diese vollständig: lediglich acht der zehn Schwadronen, aus denen sich die Einheit zusammensetzte. Allerdings hatte er sie mit keltiberischen Hilfstruppen aus den Reihen der unterworfenen Stämme ergänzt: ein paar Hundert fähige Reiter, deren charakteristischer kleiner Rundschild, *Caetra* genannt, das einzige verbindende Element ihrer ansonsten alles andere als einheitlichen Ausrüstung war.

Er bevorzugte es, die Kavallerie zu befehligen. Bei seinen ersten militärischen Aufgaben an Caesars Seite war er Präfekt der Reiterei gewesen. Mit der Zeit war sein Verantwortungsbereich größer geworden, sodass er sich auch um das Befehligen von Infanterieeinheiten hatte kümmern müssen; doch am wohlsten fühlte er sich nach wie vor bei der Kavallerie. Er hatte eine wahre Leidenschaft für Pferde, wählte sie für seine Untergebenen selbst aus und verbrachte einen großen Teil seiner Freizeit in den Ställen, bei den Heereslieferanten oder bei den Händlern, die den Kauf abwickelten. Und genau hier in Iberien war er auf ein wirklich prächtiges Ross gestoßen: einen hellen Schimmel mit goldener Mähne und feinen angeborenen Rissen an den Vorderhufen. Er war einzigartig, genau wie Caesar. Und so hatte sich Labienus gedacht, dass nur Caesar ihn reiten könne. Daher hatte er ihm den Schimmel geschenkt; und seitdem akzeptierte das Pferd tatsächlich keinen anderen Reiter als Caesar selbst.

Labienus schätzte die Lage ein. Obgleich er nicht einmal fünfhundert Reiter hatte, würde er den Rückzug der Barbaren entscheidend aufhalten können. Er suchte die Krieger in jener hauptsächlich aus Zivilisten und Vieh bestehenden Menge. Reitergrup-

pen beschützten Frauen und Kinder, die sich am Flussufer zusammendrängten und darauf warteten, dass sie bei den Flößen an die Reihe kämen. Die Infanterie war fächerförmig aufgestellt und bildete die Nachhut zum Schutz gegen eventuelle Angriffe von hinten: Um letztere Einheiten würde sich Caesar kümmern müssen.

Es sah nicht so aus, als ob sie mit Überraschungen rechneten. Vielleicht glaubten sie, schon außer Gefahr zu sein, oder meinten, niemanden mehr zu stören, ganz gleich ob Römer oder Lusitaner. Tatsächlich begleiteten viele Krieger ihre Familien im Gedränge und verringerten dadurch die potentielle Schlagkraft der Armee. Labienus war froh darüber: Die Zivilisten würden den Soldaten im Weg stehen und den Angriff umso verheerender machen.

Er entschied sich, zwei Keilformationen bilden zu lassen und befahl dem Anführer der keltiberischen Hilfstruppen, seine Reiter gegen die Kavallerie an der feindlichen Flanke zu führen. Sie sollten die gegnerischen Soldaten zu sich locken und es den Römern somit ermöglichen, ungehindert in das Herz der vettonischen Armee vorzudringen.

Gleich nach dem Hornsignal ritten die Hilfstruppen in Keilformation los. Achthundert Hufe bewegten sich gleichzeitig: Die Erde erbebte, die Äste der Bäume erzitterten, und die wilden Krieger auf den Pferden brüllten voll Begierde, sich eine ungewöhnliche Beute zu holen – keine Rüstungen und Waffen, sondern Frauen und Proviant.

Die feindlichen Reiter erkannten zu spät, dass sie angegriffen wurden. Obwohl sie versuchten, eine Schlachtordnung zu bilden, traf sie der Aufprall noch in lockerer Formation. Sobald das Handgemenge einmal begonnen hatte, konnte Labienus die Verbündeten und die Feinde kaum mehr auseinanderhalten: Da waren Schuppenpanzer, Bronzepanzer und einfache Tuniken, Helme mit und ohne Federbusch sowie Lanzen und Speere auf beiden Seiten. Was zählte, war jedoch, dass der Feind die Keltiberer für den einzigen Angriffstrupp halten und seine ganzen Verteidigungskräfte auf sie konzentrieren sollte.

Genau das geschah auch. In kurzer Zeit sah der Legat, wie sich die ganze vettonische Reitereinheit bei der Angriffsstelle sammelte. Unterdessen eilten die erschrockenen Menschen schneller Richtung Fluss; bald kam es am Ufer des Duero zu einem richtigen Gedränge von Menschen jeden Alters, und kaum, dass die Flöße vom anderen Ufer zurückkamen, wurden sie gestürmt.

Darauf hatte er gewartet.

Erneut ließ Labienus das Signalhorn blasen. Er setzte sich an die Spitze der römischen Keilformation und führte den zweiten Angriff an. Einen Moment später fiel er über die Menschen her, die sich um einen Platz auf den Flößen stritten. Dann schickte er einige seiner Männer in den Fluss. Die Soldaten führten ihre Pferde ins Wasser, warfen sich gegen die Flöße und teilten Hiebe an die Insassen aus. Viele Vettonen wurden getroffen, andere konnten sich rechtzeitig ins Wasser stürzen, aber nur, um dann von den Pferden zertrampelt zu werden oder zu ertrinken. Die Flöße leerten sich und konnten von den Soldaten zertrümmert werden.

Währenddessen bahnte sich Labienus mit dem Schwert einen Weg durch die ganzen feindlichen Reihen. Häufiger trafen seine Hiebe die Köpfe und Schultern von Alten, Frauen und Kindern als die von Kriegern. Die wenigen bewaffneten Vettonen versuchten, die römischen Pferde am Schweif oder Zaumzeug zu packen, um sie aufzuhalten und die Reiter angreifen zu können; allerdings machten die dazwischenstehenden Zivilisten dies meist unmöglich.

Rasch erreichte der Legat das andere Ende der gegnerischen Formation. Mit seinen Männern drängte er nun die Vettonen vom Fluss ab. Da erblickte er vor sich weitere vettonische Reiter, welche die diesseitige Flanke schützen sollten. Er bremste abrupt ab und befahl auch den anderen anzuhalten. Zwischen sich und der feindlichen Reiterei musste er eine gewisse Menschenmenge lassen, um sie als Schutzschild zu nutzen.

Wichtig war jedenfalls, dass sich die Zivilisten nicht vom Fluss entfernten. Wenn Caesar nicht bald käme, könnten sie die Vettonen nicht mehr in die Zange nehmen. Und ohne sie in die Zange

zu nehmen, würden sich diese zerstreuen oder, noch schlimmer, sich neu organisieren und ihn ins Wasser treiben. Doch Caesar kam nicht.

Der lusitanische Krieger grinste höhnisch. Nicht zum ersten Mal sah Caesar diese verstörende Fratze einer iberischen Leiche. Und er wusste nur zu gut, was es damit auf sich hatte. Nach Jahrhunderten heftigen Widerstands wollten die noch freien Iberer um keinen Preis lebend in die Hände der Römer fallen. Es gab keinen Statthalter, der sie nicht auf die grausamste Art foltern ließ, um den Stolz dieser zähen Krieger zu brechen. Und daher zogen sie immer mit einem Giftfläschchen in die Schlacht: dem Wurzelextrakt einer heimischen Pflanze, der *Herba sardonica*. Es führte zum sofortigen Tod und verzerrte die Gesichtszüge zu einem – wie der Name schon sagt – sardonischen Grinsen.

Dieser Krieger da hatte sich so weit vorgewagt, dass es ihnen gelungen war, ihn zu umzingeln; jedoch hatte er das Gift geschluckt, ehe sie ihn daran hindern und ihm mit Gewalt entlocken konnten, wie viele Lusitaner auf die bescheidene römische Armee mit ihren nur acht Kohorten warteten.

Die anderen Barbaren hielten sich noch fern und vertrauten auf die verheerende Wirkung ihrer Speere, Pfeile und vor allem der Geschosse ihrer Schleudern. Denn die Kolonne unter Caesars Führung war in einen Hinterhalt geraten. Der Proprätor fluchte: Zwar hatte er auf eine Reaktion der Lusitaner angesichts seiner harten Friedensbedingungen gehofft, aber nicht so schnell, nicht, ehe er die Angelegenheit mit den Vettonen geregelt hatte. Außerdem musste Labienus das Gefecht am Duero schon eröffnet haben: Wenn er ihm nicht sofort zu Hilfe eilte, würde er den Tag mit zwei Niederlagen beenden statt mit dem Sieg, den er bereits für ausgemacht gehalten hatte.

Im Endeffekt richtete der gegnerische Beschuss nicht allzu viel Schaden an. Geschult durch seine Erfahrung, die er vor neun Jahren während seiner Amtszeit als Quästor in Spanien gesam-

melt hatte, war Caesar für einen Angriff der gefürchteten iberischen Schleuderschützen gerüstet. Seit Beginn seiner Statthaltschaft nahm er bei Truppenbewegungen immer große lederne Schutzdächer mit, damit seine Männer dahinter in Deckung gehen konnten. Die Schnelligkeit der Legionäre beim Bilden der Schildkröte tat dann das Übrige.

Die Gegenmaßnahmen hatten sich auch diesmal als wirksam erwiesen, dennoch hinderte der heftige lusitanische Beschuss die Armee daran weiterzumarschieren. Denn die Bewegung hätte die Legionäre letztendlich dem unbarmherzigen Kugelhagel der Schleuderschützen ausgesetzt. Obwohl die Römer mit ihren Schilden und Schutzdächern eine Art Festung bildeten, gelang es hin und wieder einer Kugel, ihr Ziel zu treffen. So war es durchaus kein Zufall, dass sogar Caesar von einem Geschoss gestreift wurde, auch wenn er auf beiden Seiten durch Schutzdächer abgeschirmt war. Wenige Schritte von ihm entfernt prallte es am Boden auf; und sein herrliches Ross scheute und bäumte sich auf, sodass man die nun schon legendären Risse an den Vorderhufen sah. Sobald Caesar das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, befahl er seinem Stabsoffizier, das Geschoss aufzuheben, und ließ es sich geben.

Es war eine unförmige und offensichtlich tönernen Kugel. Caesar bemerkte, dass etwas darauf geschrieben stand. Auf Latein. „Das gönn' ich dir.“ Er wusste, dass die Schleuderschützen die Angewohnheit hatten, Sprüche in ihre Geschosse zu ritzen. Und er kannte ihre Geschicklichkeit nur zu gut. Auf den Balearen wurden die Kinder von klein auf trainiert, mit der Schleuder Brotlaibe von Lattenzäunen herunterzuschießen. Das anvisierte Ziel stellte ihre Mahlzeit dar: Solange sie es nicht trafen, bekamen sie nichts zu essen.

Früher oder später würden die Lusitaner erkennen, dass sie den Römern nicht schaden konnten, und verschwinden. Doch Caesar konnte es sich nicht leisten zu warten. Er musste sie hervorlocken. Also rief er den ranghöchsten Zenturio der ersten Kohorte zu sich.

„Gaius Crastinus, lass ein Fünftel der Männer umfallen, einmal hier einen und einmal dort, in regelmäßigen Zeitabständen. Sie sollen sich tot oder benommen stellen. Damit der Feind glaubt, er habe unsere Einheiten aufgebrochen. Nur so wird er den Angriff wagen“, sagte er zu ihm.

Der Offizier, ein erfahrener Soldat, der viel mehr Feldzüge hinter sich hatte als sein Kommandant, gab den Befehl an die anderen Zenturionen weiter. Bald taten sich in der kompakten römischen Formation die ersten Lücken auf. Sofort spähten einige Lusitaner hinter Felsen und Bäumen hervor. Dann hörte man Kampfgebrüll. Es dauerte noch etwas, bis die Barbaren ganz aus ihrem Versteck hervorkamen und sich endlich zum Angriff bereit machten.

Es waren nicht viele. Ungefähr so viele wie Caesars Soldaten: Was bedeutete, dass die Römer in einem Nahkampf mindestens doppelt so große Chancen hatten. Caesar war zufrieden und rief Gaius Crastinus nochmals zu sich. „Lassen wir sie näher kommen. Warte auf mein Zeichen, bevor du den Männern am Boden den Befehl gibst, wieder aufzustehen, und den anderen, sich auf den Zusammenstoß vorzubereiten. Wir müssen völlig verängstigt wirken und unfähig scheinen, uns zu verteidigen.“

Das von Caesar arrangierte Schauspiel wirkte überzeugend. So überzeugend, dass die lusitanischen Anführer das Angriffssignal nicht mehr rechtzeitig geben konnten. Einige allzu mordgierige Krieger stürmten in kleinen Gruppen in Richtung Römer los, und die anderen konnten ihnen nur noch folgen. Das Ergebnis war ein Angriff in lockerer Formation, bei dem abzusehen war, dass er keinerlei Schlagkraft haben würde. Die Barbaren brüllten wie wahnsinnig und ergriffen die gefürchteten Krummschwerter, für die sie berühmt waren. Trotzdem jagten sie niemandem Angst ein: Der Ausgang der Schlacht stand bereits fest.

Es war fast zu einfach, dachte sich Caesar. Das Risiko bestand allenfalls darin, dass die Legionäre Zeit damit verschwendeten, unter diesen Idioten zu wüten.

Als die Barbaren in die Reichweite der Speere kamen, gab der

Feldherr den Befehl. „Jetzt!“, brüllte er und riss den Arm hoch, ohne den heranstürmenden Feind dabei aus den Augen zu lassen.

Einen Augenblick später erhoben sich alle Männer vom Boden und nahmen ihre Plätze neben den Gefährten ein; auf ein erneutes Signal der Zenturionen schleuderten sie ihre Speere.

Der glühende Eifer der Lusitaner nahm ein jähes Ende, und das nicht nur, weil viele durchbohrt zu Boden stürzten: Die Überraschung hatte sie noch mehr mitgenommen als der plötzliche Speerhagel. Da entschied der Proprätor, dass der Kampf schneller enden würde, wenn die Römer die Initiative ergriffen. Er befahl den Gegenangriff, woraufhin die Legionäre die Schwerter zogen und in geschlossener Formation gegen den mittlerweile verängstigten Feind vorrückten.

Es war eher ein Abschlachten als ein Nahkampf. Die Lusitaner versuchten nicht einmal zu fliehen; oft blieben sie an Ort und Stelle stehen, noch wie versteinert durch die unerwartete Wendung, während die Römer sie durchbohrten oder ihnen die Kehlen durchschnitten. Als Caesar sah, dass die einzigen noch lebenden Iberer inzwischen schon ein Stück von den Legionären entfernt waren, beschloss er abubrechen. Er ordnete den Rückzug an, ließ jede Kohorte ein Karree bilden, stellte diese in einer langen Kolonne auf und setzte den Marsch fort.

Im Eiltempo.

Die Vettonen in ihrem Rücken waren bereits alle tot. Großteils im Fluss ertrunken. Hinter Labienus war nur mehr Wasser. Seine Männer bildeten eine Sperrmauer entlang des Duero, waren im Endeffekt aber machtlos. Er hatte den Befehl gegeben, die Position zu halten und der Versuchung zu widerstehen, die Zivilisten oder die wenigen noch verbliebenen Krieger vor ihnen niederzumetzeln. Letzten Endes waren diese das einzige Hindernis, das es der feindlichen Reiterei und den Fußtruppen der Nachhut verwehrte, sie mit Entschlossenheit anzugreifen. Bis jetzt hatte es nur ein paar Scharmützel mit einigen vettonischen Reitern gege-

ben, die sich einen Weg durch die Menge zu bahnen suchten, um einen Römer herauszufordern.

Labienus wartete auf Nachrichten von der anderen Flanke, wo er seine Hilfstruppen kämpfend zurückgelassen hatte. Vor allem jedoch wartete er auf Nachrichten von Caesar. Früher oder später würde sich die Menschenmenge zerstreuen, und dann würden sich alle Krieger ihm und seinen Männern zuwenden. Und das waren wirklich zu viele.

Da sah er feindliche Reiter von jener Flanke auf sich zukommen, an der er den Angriff begonnen hatte. Aber nein, es waren keine Feinde. Sie schlugen sich eine Schneise durch die Menge und metzelten alles nieder, was in ihre Reichweite kam. Es waren die keltiberischen Hilfstruppen, die sich von ihren Gegnern losgerissen haben mussten. Sie versuchten, zu ihm zu gelangen, allerdings auf die denkbar schlechteste Weise. Vor ihnen lichtete sich die Menge, und die Toten häuften sich, sodass genau der Freiraum entstand, den er hatte vermeiden wollen. Am liebsten hätte er ihnen zugebrüllt, sie sollten stehenbleiben, zum inzwischen menschenleeren Ufer eilen und ihre Ränge schließen; doch das Kampfgeräusch machte dies unmöglich. Ohne sich dessen bewusst zu werden, bahnten sie den Weg für den gegnerischen Angriff.

Von seinem Pferd aus konnte er in die Ferne sehen, weit über die Köpfe der Menschen hinweg, die sich noch in seiner Nähe drängten. Er warf einen verzweifelten Blick zum Ende des vettonischen Zugs, in der Hoffnung, eine Bewegung wahrnehmen zu können. Lange Zeit starrte er abwechselnd dorthin und zu den Keltiberern an der Flanke: Er sah Bewegungen, wo er sie nicht hätte sehen wollen, und sah keine, wo er gehofft hatte, Caesar herannahen zu sehen.

Mittlerweile war um seinen Trupp ein großer Freiraum entstanden. Die Menschen hatten sich zurückgezogen. Gleich würde die Kavallerie von beiden Seiten auf ihn zustürzen, und dann auch die Infanterie der Nachhut. Und es würde unmöglich sein, mit dem Fluss direkt im Rücken dem gegnerischen Angriff standzuhalten.

Dann erblickte er sie. Die vettonischen Krieger der Nachhut bewegten sich. Auf ihn zu. Auf die Römer zu.

Caesar versuchte gar nicht, seine Männer zu verbergen. Nein, vielmehr wollte er, dass die Vettonen ihn bereits sahen, wenn er noch fern war. Nur so konnte er sie dazu bringen, sofort von Labienus abzulassen, der bestimmt in Bedrängnis war. Außerdem zählte er auf die Panik, die sein Erscheinen unter den Zivilisten auslösen würde, und das damit verbundene Problem für die vettonischen Krieger.

Während sich der Proprätor dem Feind näherte, ließ er seine Männer nach und nach eine breitere Front bilden, bis aus der Marschordnung in Karrees eine kompakte Schlachtformation wurde. Nun konnte er seine Gegner schon deutlich sehen: eine große Menschenmenge, gemischt mit Tierherden, sowie orientierungslos wirkende Gruppen von Kriegern. Sie schienen nicht recht zu wissen, was sie tun sollten, und hatten sich noch nicht einmal ansatzweise für den bevorstehenden Kampf formiert. Was zu bedeuten hatte, dass Labienus noch immer über genug Streitkräfte verfügte, um sie an der anderen Front zu beschäftigen.

Sie hatten sie in die Zange genommen, allen Widrigkeiten zum Trotz.

Caesar wollte seinen Männern gerade befehlen, rasch zu jenem Durcheinander an Menschen zu marschieren, als er bemerkte, dass sich die vettonischen Krieger zurückzogen. Allerdings nur sie. Die Tierherden blieben, wo sie waren. Oder nein: Von den Hirten getrieben begannen die Schafe loszurennen.

Kurz überlegte er. Wollten sie das Vieh als Schutzschild verwenden, um sich zu organisieren? Oder um Labienus den Gnadestoß zu geben? Oder sogar um den Fluss zu überqueren? Oder hofften sie einfach, sich zu retten, während die Römer unter ihren Herden wüteten?

Eigentlich spielte der Grund keine Rolle. Seine Aufgabe bestand darin, ihren Versuch zu vereiteln und sich nicht aufhalten zu lassen. Er ritt von seiner Position auf der rechten Flanke in die Mitte.

„Seht ihr diese Schafe?“, fragte er zwei Tribunen in seiner Nähe und zeigte zur gegnerischen Front. „Ich möchte, dass ihr sie umgeht: die eine Hälfte der Soldaten rechtsherum, die andere linksherum. Somit können wir den Feind an den Flanken angreifen. Treibt alle Gegner Richtung Fluss! Sie werden Labienus in die Arme laufen.“

Die beiden Offiziere nickten und gaben den Befehl an die anderen Kohorten weiter. Auf Caesars Zeichen setzte sich die Armee im Eiltempo in Bewegung, schlug aber eine schräge Richtung ein: vier Kohorten nach rechts, die anderen nach links. Das einzige Hindernis für die Legionäre waren ein paar versprengte Schafe, die sie einfach überrannten, ohne dabei die Formation zu verlieren.

Das war genug, um die vettonischen Krieger zu verschrecken. Zwar versuchten sie die Zivilisten fernzuhalten, jedoch vermeinten die Frauen und Kinder in ihrer Nähe Schutz zu finden: Schreiend und weinend klammerten sie sich an ihre Schilde. Einige Krieger mussten die eigenen Verwandten zurückstoßen, als ob sie Feinde im Handgemenge wären; trotzdem wichen die Frauen, Kinder und Alten nicht zurück.

Sie konnten nicht.

Von hinten griff sie die Kavallerie an.

Die römische Kavallerie.

Labienus. Caesar verstand sofort. Sein Legat hatte ihn kommen sehen; und kaum waren die Vettonen durch die Legionäre abgelenkt gewesen, hatte er das Signal zum Angriff gegeben.

Gewisse Dinge brauchte man ihm nicht zu befehlen.

Auch die Zenturionen brauchten keine weiteren Befehle. Sobald die Römer in die Nähe der Gegner kamen, griffen sie sie ohne Zögern an. Von einem Moment auf den anderen sahen sich die Vettonen an den Flanken mit den Legionären konfrontiert, während ihnen die Kavallerie die Zivilisten in den Rücken trieb; vor ihnen versperrten ihre Schafe die übrigen Fluchtwege. Noch vor einem Augenblick – vermutete Caesar – war es Labienus gewesen, dem kein Ausweg mehr blieb.

Der Proprätor hielt sich vom Handgemenge fern. Mittlerweile blitzten nur noch die römischen Kurzschwerter in der Luft auf. Dieses Blutvergießen ging ihn nichts mehr an. Seine Männer brauchten keine weiteren Ermutigungen, um zu töten. Allenfalls würde er einschreiten, um ihnen Einhalt zu gebieten: Er wollte die Gebiete der Vettonen nicht ganz entvölkern und den Lusitanern dadurch das Feld überlassen.

Nun suchte er Labienus. Eine Weile blickte er angestrengt auf das Handgemenge ganz vorn bei der Keilformation der römischen Kavallerie. Er war sich sicher, den Legaten an der Spitze seiner Männer zu finden.

Da entdeckte er ihn. Tatsächlich war er genau dort. Damit beschäftigt, nach links und rechts Hiebe auszuteilen, um den anderen den Weg freizuschlagen. Ein fantastischer Krieger. Ein großartiger Anführer, dem man nie etwas erklären musste.

Er beglückwünschte sich selbst: Das Talent eines großen Mannes, ja eines Auserwählten des Schicksals und der Götter zeigte sich auch in seiner Wahl fähiger Gefährten. Er gab seinem Adjutanten ein Zeichen, Labienus zu holen.

Es dauerte nicht lange, denn die Römer waren bereits die uneingeschränkten Herrscher über das Schlachtfeld. Er sah ihn auf sich zukommen, triefend vor Blut. Fremdem Blut.

„Gut. Wir beide haben hier nichts mehr zu tun. Lassen wir die Tribunen und die Zenturionen den Rest erledigen und gehen wir! Rom wartet auf uns.“

„Auch du hast mich warten lassen ...“, meinte Labienus. Ohne den geringsten Vorwurf in seiner Stimme. Nur mit einem schalkhaften Lächeln im Gesicht.

„Dafür habe ich die Arbeit vorweggenommen, die wir sonst nachher hätten erledigen müssen ...“, erwiderte Caesar und lächelte ebenfalls; dann wandte er sein Pferd und galoppierte davon.